



GROSSE FRAGEN, GROSSE ANTWORTEN THOMAS HAUSCHILD

Thomas Hauschild, geboren 1955, studierte Ethnologie, Volkskunde und Religionswissenschaft in Hamburg und promovierte 1979 mit einer Studie über den „bösen Blick“. Gastprofessuren und Forschungsprojekte führten ihn nach Süditalien, Südspanien, Südfrankreich und in die USA. 2002 erschien seine Feldmonographie *Magie und Macht in Italien* sowie *Inspecting Germany: Internationale Deutschlandethnographie der Gegenwart* (Hg. mit B. J. Warneken); 2008 erschien *Ritual und Gewalt: Ethnologische Studien an europäischen und mediterranen Gesellschaften*. Er ist Professor für Ethnologie an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenburg sowie Mitherausgeber der *Zeitschrift für Kulturwissenschaft*.
– Adresse: Seminar für Ethnologie, Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Reichardtstraße 11, 06114 Halle (Saale).

Nach Abschluss des Fellowjahres 2006/07 bot mir Rektor Giuliani an, für ein weiteres Halbjahr als sein Gast am Wissenschaftskolleg zu bleiben. Die Chance zu dieser zusätzlichen Forschungsperiode bestand, weil sich mein Wechsel von Tübingen nach Halle bereits abzeichnete, von einem der kleinsten in das größte Zentrum der deutschsprachigen Ethnologie. Ein letzter kurzer Einsatz in Tübingen versprach keine wesentlichen Erkenntnisfortschritte und auch keinen Vorteil für die Lehre dort vor Ort, also blieb ich in Berlin.

Nun wohnte ich nicht mehr in der Villa Jaffé, sondern hatte ein Büro im Hauptgebäude, zu dem ich Morgen für Morgen von der mit Britta Heinrich im Klausener Kiez, südlich des Schlosses Charlottenburg, bezogenen Wohnung angeradelt kam. Über den wunderbaren, unvergesslichen Bibliotheksservice des Wiko und über das Internet erschloss ich mir nicht nur „Ritual und Gewalt“ (Thema meines im Mai 2008 erschienenen Buches), sondern

auch ein breites Panorama der Darstellung außereuropäischer Kunst und „fremder Kultur“ in Museen der westlichen Welt. Die Pläne zur Gründung des Humboldtforums in Berlin und die Veranstaltungen des Museumsforums im Wiko hatten mich sensibilisiert für meine eigene Vergangenheit als Museumsethnologe. Ich war zunächst überrascht, wie viel sich verändert hatte seit der Zeit, als ich im damaligen Völkerkundemuseum der Stiftung Preußischer Kulturbesitz versucht habe, mit Ausstellungsprojekten, Tagungen und Führungen ethnologisches Wissen zu vermitteln, nur, um das Haus nach Ende des Volontariats erleichtert zu verlassen und zu Feldforschungen im Mittelmeerraum aufzubrechen. Im Dahlemer „Ethnologischen Museum“ und in seinen bundesweiten Partnereinrichtungen wird heute breit mit Formen der Darstellung experimentiert. Weiterhin findet man Ausstellungen, die Ethnographica aus dem lokalen Kontext heraus zu erklären versuchen, während andere Schauen den Sammlungskontext und den oft im weitesten Sinne des Wortes kolonialen Hintergrund der Aneignung diskutieren. Man findet rein objektzentrierte Ausstellungen, die den Sachen der anderen ihre Würde im Kontext der Weltkunst wiedergeben sollen. Ein hohes Ethos der Mitbestimmung von Nachfahren früherer Erzeuger der Ethnographica ist an die Stelle der früher mal fast wahllosen, mal unter rein kulturhistorischen, mal unter rein ästhetischen Blickwinkeln gestalteten Struktur der Ausstellungen getreten. Es gibt heute einen gewissen Dialog mit den Besuchern, obwohl, das fiel mir auf, weiterhin keine systematische Besucherforschung getrieben wird – ein imaginer Besucher wird jedenfalls mit allen möglichen Formen von Spaß, Unterhaltung und Belehrung bei Laune gehalten, vom generationsspezifischen Kaufangebot im Museumshop bis hin zur Spezialführung für Kunstkenner, Kleinkinder oder auch Sehbehinderte. Gefeierte wird auch gern in den heutigen ethnologischen Museen deutscher Bauart, sei es nun Sommerkino mit afrikanischen Filmen oder das Angebot kulturspezifischer Diners mit Lesungen aus entsprechenden Texten. In einem Vierteljahrhundert haben sich die Häuser von düsteren, schwer bespielbaren und in ihrer Optik auf Dinge wie Besucher erstarrten Institutionen in relativ lebendige Einrichtungen gewandelt.

Viele Kuratorenstellen sind heute mit denjenigen besetzt, die ich während meines Studiums als langhaarige wütende junge Männer und folklorisch oder rebellisch gewandete junge Frauen gekannt hatte – junge Menschen, die für die Befreiung der Völker kämpften oder für alternative Modelle der Machtverteilung in „fremden Gesellschaften“ schwärmten. Vorbei die Zeit, als mich die fast ausschließlich aus alten Herren bestehende Führungsmannschaft des Berliner Völkerkundemuseums für meinen naiven Vorschlag beglückwünschte, systematisch moderne afrikanische Kunst und vor allem ihre anpasseri-

sche Dimension, die „airport art“ zu sammeln – man dachte, ich hätte einen besonders raffinierten Scherz machen wollen. In derselben, für mich unvergesslichen Sitzung dieses Kollegiums musste sich ein anderer Volontär zur Atomenergie bekennen, als man nach demjenigen fahndete, der ein Anti-AKW-Flugblatt im Kopierer des Direktorates hatte liegen gelassen. All das ist nun schon über 25 Jahre her!

Doch nach und nach fielen mir bei meinen einsamen Forschungen im Souterrain des Wiko auch neue Defizite und Entwicklungschancen ins Auge. Ich war erstaunt, wie weit sich die in den Universitäts- und Forschungsinstituten betriebene *cultural/social anthropology* internationaler Prägung von der deutschsprachigen Museumsethnologie entfernt hat. In dieser globalisierten Ethnologie deutscher Machart dient materielle Kultur allenfalls noch als Index zur Messung von Prozessen der Globalisierung und Einbindung in kapitalistische Märkte. Dabei sind faszinierende Studien entstanden, wie die von Appadurai oder Miller, aber der Herausforderung, materielle Kulturen im Vergleich zu betrachten, stellt man sich nicht mehr. In einer postkolonialen Attitüde der Verweigerung gegen den Mainstream produziert diese Wissenschaft fast gar nicht mehr für populäre Märkte, also auch nicht für die Museen, es sei denn, es ginge um reflexive Projekte im Zusammenhang mit Urheberschaft, der Publikation indigener Stimmen. Doch hinter dieser postmodernen Fassade einer rein kritischen Wissenschaft macht sich zunehmend Unmut breit, es wird eine neue, rationale Ethnologie gefordert, die vergleicht, große Theorie betreibt und an politischen Debatten mit Sachverstand teilnimmt (in Deutschland geschieht dies besonders im Zusammenhang mit dem Hallenser Max-Planck-Institut für ethnologische Forschung).

Die Museumsethnologie, so scheint es, hat sich von diesen Entwicklungen der forschenden, wissenschaftlichen Ethnologie abgekoppelt (oder ist von ihnen abgekoppelt worden). Aus der postmodernen Ethnologie hat man vielleicht noch sammlungskritische Ausstellungen oder eine Tendenz zur (meist ästhetisierenden) Wahrnehmung indigener „Stimmen“ abgeleitet. Die längst laufende Wende zurück zu einer evolutionären, welthistorisch argumentierenden und vergleichenden Ethnologie wurde nicht wahrgenommen. So besehen scheint der Trend zur Vereinnahmung der guten Stücke, der ästhetisch besonders ansprechenden Ethnographica in Sammlungen der Weltkunst ebenso unaufhaltsam wie die Tendenz, ethnographische Detailschauen immer weiter finanziell zu beschneiden oder zu schließen. Das einzige Bollwerk, mit dem sich das Universitätsfach wie die Museen gegen die Schließung dieser veralteten „Schaufenster“ einer wissenschaftlichen Ethnologie hätten

wehren können, wird von beiden Gruppen nicht mehr weitergebaut – dieses Bollwerk wäre einzig das öffentliche Interesse, das Publikum.

Es ist dasselbe Publikum, das auf der Suche nach Schönerem, aber auch nach Grundsätzlichem, Wirksamem und letztlich nach Sinn die technikhistorischen Ausstellungen ebenso stürmt wie Events zu bestimmten historischen Epochen und Kunstformen. Dieses Publikum nimmt alles mit, was groß ist, von der vergleichenden Ästhetik, die in Guggenheim-Schauen betrieben wird, bis zu skurrilen oder kritischen Inszenierungen lokaler oder internationaler historischer Größe. Genau hier scheint mir die Chance zu liegen: Akademische und museale Ethnologie sollten wieder enger zusammenarbeiten, große Fragen sollten wieder zusammenkommen mit ästhetischen, kritischen und didaktischen Experimenten. Ein großes Haus, das größte Haus Berlins, das künftige Humboldtforum, sollte nicht nur der Ort für überdimensionierte Spektakel „wunderbarer Kunst aus Afrika“ oder sammlungskritischer Auseinandersetzungen mit kolonialen Schuldkomplexen sein. Ein großes Haus muss große Fragen stellen und darf auch mal große Antworten anbieten. Wo liegen die Grenzen der gesellschaftlichen Formbarkeit von Menschen, zwischen „freiem Markt“ und staatssozialistischen Modellen? Warum setzt sich die Familie als Grundform des menschlichen Handelns immer wieder durch, während die staatlichen Strukturen und nichtstaatlichen Verfassungen menschlichen Handelns sehr zahlreich sind? Welche Rolle spielt Recht in einer Weltkultur, sollte es kulturelle Minderheitenrechte geben, und wie könnte eine Weltordnung Recht durchsetzen? Gibt es eine universale Ästhetik, ist Design wirklich Schicksal und seine Vermarktung unaufhaltbar oder stehen wir bereits vor dem Kollaps einer Ordnung, die glaubte, auf finanzielle Derivate und Modetrends gestützt, die militärische Kontrolle über alle „unsicheren Gebiete“ der Welt ausüben zu können? Wie stehen heute Zentrum und Peripherie zueinander, wo an jeder Peripherie Massenvernichtungswaffen hergestellt werden könnten? Warum gibt es Arm und Reich auf der Welt und warum kollabieren manche Gesellschaften, andere nicht? Bis zur Höhe der einfachen Strukturen von Jared Diamonds Bestsellern haben wir es – gefangen in der Falle des scheinbaren Gegensatzes von Ästhetisierung, Weltkunst, Kritik des Mainstreams und Theoretisierung des Globalen – bis heute nicht gebracht. Museumsethnologen und Universitätsethnologen sollten den Anschluss an die Erfolge der großen Ausstellungsmacherinnen Gisela Völger und Karin von Welck in den 70er und 80er Jahren suchen – hier liegt der Schlüssel für eine anthropologische Ausstellungskultur, die Event, Sinnfrage und das Experiment der Sinne so miteinander verbindet, dass dieses große Haus der kulturellen Relativität und der technisch-ökonomischen Abstände neben dem Jüdischen Museum,

dem Bode-Museum und der Topographie des Terrors bestehen kann und vielleicht auch im internationalen Vergleich etwas Eigenes zu bieten hat. Ob das Humboldtforum ein Desaster wird oder eine wirkliche Konkurrenz zum British Museum, zum Musée du Quai Branly und den anderen „großen Häusern“, es liegt bei uns Museums- und Universitätswissenschaftlern – und bei den Umständen, unter denen man uns arbeiten lassen wird.